

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Der Spiegel.

Novelle von Alfred Brust.

Es war sonderbar. Der Maler fühlte sich an diesem Morgen, als er die Augen öffnete, ganz besonders wohl. In den letzten Tagen hatte ihn eine eigenartige Unruhe beedrückt. Er hatte nichts Gescheites auf die Leinwand bringen können, nur eine Art Bison oder ein Traumbild, das er selber nicht einmal verstand. Und der Philosoph, sein Freund, der ihn besuchte und dabei dieses Bild auch zu Gesicht bekam, hatte mit einem scheuen Staunen den Kopf geschüttelt und dann dem Maler sehr flüchtig, aber sehr forschend ins Gesicht gesehen. Der Maler erinnerte sich dessen ganz genau. Er lachte und erhob sich, schlüpfte in die Kleider und trat ans offene Fenster, das nach dem Haff zu hinausging. Die blanke Frühsonne lag auf dem glatten Wasser. Es war ganz still draußen. Selbst die Wildenten und Graugänse, die sich sonst lärmend im Wasser tummelten, waren heute still. Wohl flogen sie her und ruderten hin, aber sie lärmten nicht. Als ob sie wüßten, daß heute Sonntag war. Weit im blauen Haff standen ein paar weiße Segel. Dicht vor dem Fenster auf einem Zweige aber sah ein Star und blickte unentwegt in das Zimmer. Der Maler bemerkte zum erstenmal, daß dieser Vogel nur aus der Entfernung ein reizendes Geschöpf war.

Da ging unten auf dem Wege ein Herr vorüber, mit dem er vorgestern zusammen auf der Seeseite gewesen war. Sie hatten ein sehr wichtiges Gespräch über Madonnenbilder geführt. Dieser Herr blickte herauf zu dem Fenster, grüßte aber nicht. Ob er vielleicht doch schwachsichtig war? Er blickte noch immer herauf. Da winkte der Maler und rief einen freundlichen „Guten Morgen“ hin. Aber der Herr wandte sich schweigend zur Seite und ging vorüber, ohne sich noch einmal umzusehen.

Der Maler trat empfindlich getroffen ins Zimmer zurück. Was war denn das? Man hatte ihn auf nüchternen Magen beleidigt! Es war ihm solches noch niemals zugefallen. Ein sehr peinliches Gefühl bemächtigte sich seiner. Ihm war plötzlich, als hätte er keine Kleider an, als wäre er überhaupt im Bett liegen geblieben. Vielleicht auch schlief er gar noch. Es gibt bisweilen Dinge, die sich durchaus nicht feststellen lassen wollen. . . . Das gibt es. . . .

Er trat an den Waschtisch und schüttelte sich mit beiden Händen Wasser ins Gesicht. Aber das Wasser war ganz weich und lau und ihm schien es, als wäre seine Haut nicht einmal feucht geworden. Es ließ sich also nicht einmal feststellen, ob er sich gewaschen hatte. Man konnte es annehmen, ja, feststellen ließ es sich nicht.

Als er jedoch vor den Spiegel trat, sich das Haar zu ordnen, riß er beide Augen ganz weit auf und starrte entsetzt gegen das Glas. Er glaubte zu warten und hielt sich an einem Stuhle fest. Er hatte den Eindruck, es müsse jetzt dicker Schweiß auf seiner Stirn perlen. Aber er begriff nicht, was es für einen Zweck hätte, das zu untersuchen. Er starrte nur immerfort in den Spiegel hinein, mit einer trampfhaften Anstrengung und brachte sein Gesicht ganz nah an die glänzende Scheibe. Dann trat er drei Schritte zurück und ging einmal vor diesem Möbelstück auf und ab. „Speranza!“ rief er sich zu, wie in seinen römischen Tagen, als er mit schrecklichsten Widerwärtigkeiten zu kämpfen gehabt hatte. Aber es war diesmal hoffnungslos. Und so sank er in seinen Stuhl, nicht nur verzweifelt, sondern zerschmettert. . . .

Er überlegte. Was war denn bloß geschehen? Herr Gott, was war denn das bloß? Er sprang auf und taumelte wieder zum Spiegel, ergriff ihn mit beiden Händen am Rahmen und starrte vollkommen fassungslos in die Scheibe. Er ließ die Hände sinken. Nein! Nein! Nein!!! Das konnte keine Täuschung sein, so gern er auch daran glauben wollte. Der Spiegel warf ihm sein Gesicht nicht zurück! Der Spiegel nahm sein Gesicht nicht an! Er konnte sich nicht im Spiegel finden! Er hatte kein Spiegelbild! Er hatte sein Spiegelbild verloren! Und — und jener Herr, gewiß — der vorübergegangen war, der Herr hatte ihn wahrscheinlich auch nicht sehen können! — Trostlos, halb gelähmt, zog er seinen Rock über und beschloß, ins Freie zu gehen und seinen Freund, den Philosophen, aufzusuchen.

Er öffnete leise die Tür und schloß sie ebenso leise. Aber das war zwecklos, wie er gleich feststellte. Er jedenfalls mußte auch in der Nacht das Gehör verloren haben; denn er wußte, daß die Tür in den Angeln kreischte; aber er hörte es jetzt nicht. Die Wirtskente schloßen sicher noch. Es war ja Sonntag. Er ließ rasch die Treppe hinunter: lautlos. Also wirklich war er taub. Vielleicht

war er auch noch blind? Aber das ließ sich alles nicht genau feststellen. Er mußte so rasch als möglich zu seinem Freunde. Die Ungewißheit wurde von Sekunde zu Sekunde unerträglich. Ein paar Kinder gingen vorüber. Er fragte sie nach der ungefähren Zeit. Aber wahrscheinlich war er auch stumm geworden! Denn sie hörten ihn nicht, sie sahen ihn auch sicher nicht, sie gingen spießend weiter. Also taub, stumm und unsichtbar war er geworden! Das war ja verrückt zu werden! Und er lief in hellster Angst, was die Beine leisten konnten, die Straße hinunter. Zuweilen blickte er rasch in ein Schaufenster hinein. Sein Spiegelbild sah er nicht darin.

Mitunter aber kam es ihm vor, als befänden sich alle Dinge in der Bemühung, langsam ihr Aussehen zu verändern. Die lebhaften Farben der Gebäude wurden zweifellos blässer. Das Grün der Bäume und Gräser trat nicht mehr so recht deutlich hervor. Er konnte sogar in die Sonne hineinschauen, ohne von ihr geblendet zu werden. Die Vögel aber, die lautlos hin und wieder flogen, machten auf ihn den Eindruck müder Flattergeister. Und selbst der Erdboden, auf dem er ging oder lief, war nicht mehr so sehr unbestreitbar.

Es war ihm jetzt zweifelloser Gewißheit, daß er auch noch blind wurde. Nach dem Zustand der Taubheit hatte er sich ja oftmals gefehnt. Alle Geräusche auf Erden waren ihm stets unangenehm gewesen. Und schließlich konnte man auch stumm sein. Was hatte man den Menschen zu erzählen? Er sprach ja mit dem Pinsel. Aber blind zu werden, das war das Furchtbarste, was ihn treffen konnte. Und er hastete die Stufen hinauf zur Villa, die sein Freund bewohnte. . . .

Vielleicht schlief er noch. . . . Die Haustür fand er offen, das heißt er öffnete sie und trat in das Gebäude. Fünf Stufen, eine Windtür. . . . Und hier der Eingang — er brückte — die Tür gab nach. Er machte sich keine Gedanken weiter, obson ihm dieses „Nachgeben“ seltsam vorkam; denn schon die Haustür hatte eigentlich „nachgegeben“. Und im Grunde war vielleicht der Zustand aller Dinge ihm gegenüber ein Nachgeben. — Der Flur hatte keine Fenster. Es war hier immer dunkel. Dem Maler aber war es heute hier durchaus nicht dunkel. Dort war die Tür zum Schlafraum. Er trat einfach in das Zimmer, aber der Freund war bereits aufgestanden. Im Nebenzimmer spürte er ihn. Und da sah sein Freund am Schreibtisch. Er hatte in den Händen ein Bild — das Bild des Malers — blickte lange in dessen Gesicht, und Tränen rannen ihm über die Wangen.

„Was tut er denn?“ dachte der Maler. „Hat er denn nicht gehört, daß ich in den Raum trat?“

Wie aber sollte er sich nun seinem Freunde bemerkbar machen? Er trat dicht an den Tisch, rührte den Weinenden an und legte ihm beide Hände auf die Schultern. Aber was war denn dieses wieder? Der Freund schien den Druck der Hände gar nicht zu fühlen! Er wankte ein wenig hin und her ob der ungewohnten Last, aber dann erhob er sich und schritt im Zimmer auf und nieder. Zuweilen blieb er stehen und legte eine Hand über die Augen, dann ging er wieder weiter.

„Rette mich doch! Was ist mit mir geschehen?“ rief der Maler aus. „Es ist ja alles so ganz anders geworden an meinem Leibe und auf der ganzen Erde! Du Philosoph, hörst du denn nicht!“

Aber der Philosoph hörte ihn nicht. . . . Da stampfte der Maler heftig mit dem Fuße auf die Dielen. Doch auch dieses schien der Freund nicht zu vernehmen. Und der Maler ergriff das Lintenfaß und schleuderte es verzweifelt zu Boden. Er sah, daß das Glas zerschellte und sah die Tinte über den Teppich laufen. Aber diese Tinte wurde gleich wieder blaß, die Scherben vergingen, und das Faß stand unverfehrt auf dem alten Platte. Da ging er zur Tür und öffnete sie weit; aber als er genauer hinsah, war dieselbe Tür wieder geschlossen, als hätte sie niemand angerührt. Und der Freund wanderte weiter.

Und es riß jetzt den Maler zum Beweise seiner letzten Gewißheit hin. Ein namenloses Zittern durchdrann ihn. Noch zögerte er schwach vor diesem ungeheuerlichen Versuch. Doch es war höchste Not. Die Gegenstände im Zimmer begannen sich aufzuheben, dünn und flüchtig zu werden, gingen an sich wie durchsichtige Schatten auszunehmen, und selbst der Körper seines Freundes schien im Begriff zu sein, sich aufzulösen.

Der Maler stellte sich mitten in den Weg des auf und nieder schreitenden Mannes. Jetzt war er in der äußersten Ecke des Zimmers angelangt. Jetzt wandte er sich, um den Weg zurückzuschrei-

ten. Jetzt hob er den Fuß zum ersten Schritt, nun zum zweiten, zum dritten, zum vierten. . . . Beim sechsten Schritt mußte er ihn treffen, ihn niederstoßen. . . . Es dauerte so lange, lange. Eine Ewigkeit war jeder Schritt. . . . Aber jetzt, jetzt! — Der letzte Schritt — — Mensch gegen Mensch! Erbarmung, ihr himmlischen Mächte! Es schritt der Freund mitten durch ihn hindurch!!!

Und der Vater zwang sich zu einem gräßlichen Schrei. „Ich bin gestorben, Menschen, Menschen!!!“ — Richtige Schatten wandten die Hände und Dinge durcheinander. Er konnte nichts mehr erblicken. Nur eine wogende Wolke stieß in einem Abstände vor ihm auf und nieder. — — — — —

Der Freund aber blieb stehen. Er hatte einen starren Blick bekommen. Er läuschte. Er hörte, daß es dreimal gegen die Tür klopfte. Er lächelte — dachte: „Er ist da!“ . . . Und dann sah er, wie ein riesengroßes silbernes Spinnengewebe quer durch die Wand nach dem Hofe zu sich entfernte. Und der Hund in der Küche heulte dreimal ganz kurz und schauerlich. . . .

Ein denkwürdiger Himmelfahrtstag.

Erinnerungen aus der Zeit des Sozialistengesetzes.

Von Max Schütte.

Bierzig Jahre sind vergangen seit einem Ereignisse, das einst in unserer Parteibewegung von Bedeutung wurde. Heute werden wohl noch wenige alte Genossen sich der Vorgänge erinnern, ihnen wird aber die Auffrischung sicher willkommen sein.

Schauplatz war Breslau, dessen Parteileben in der ersten Zeit des Sozialistengesetzes, trotz mancher äußerlichen Erfolge, ein mattes, trübes und kleinliches war und in dem sich namentlich der Mangel an Organisation geltend machte. Viele drängten auf Besserung, und so wurde im Frühjahr 1882 angeregt, es sollten Hasenclever oder andere bewährte Parteiführer nach Breslau kommen und die Sache in die Hand nehmen. Bald hieß es, der Himmelfahrtstag, welcher auf den 18. Mai fiel, sei dazu in Aussicht genommen.

Ich brachte damals meine letzte Studienzeit in Breslau zu und beteiligte mich mit Begeisterung an der Bewegung, unbekümmert darum, daß ich dadurch meine Karriere hochgradig gefährdete. Am Vormittag des 18. Mai begab ich mich in unsere Stammkneipe, den altherberühmten Schweidnitzer Keller, und traf vorn im Bürgerstube mehrere Genossen, darunter Rudolf Schumacher, der vor dem Sozialistengesetz zu den populärsten Agitatoren Schlesiens gehört hatte. Er gab uns zu verstehen, es sei etwas im Werke, machte einen Gang durch die anderen Räume und kehrte mit der frohen Botschaft zurück: „Grillenberger ist da!“ Wir begaben uns sofort in den angrenzenden Saal. Hier weilte eine Anzahl Genossen, darunter Karl Grillenberger, seit 1881 Reichstagsabgeordneter für Nürnberg; ein großer, starker, mond bäcker Mann von echt germanischem Aussehen, der stark bayerischen Dialekt sprach. Bald kamen auch Hasenclever und andere bekannte Genossen und hielten mit uns einen gemüthlichen Frühschoppen ab. Grillenberger, der zum erstenmal in Breslau weilte, äußerte den Wunsch, jetzt Kasselles Grab zu besuchen, und mehrere brachen mit ihm dorthin auf. Wir andern wurden aufgesordert, am Nachmittag in den Kurgarten von Kleinburg zu kommen; es wurde auch schon zu verstehen gegeben, daß hier eine bedeutende Zusammenkunft stattfinden solle.

So machte ich mich denn am Nachmittag nach dem schönen Kleinburg auf und betrat erwartungsvoll den Kurgarten. Auf einem freien, durch Gebüsch abgetheilten Plaze waren in seinem hintern Teile mehrere Tische zusammengedrückt, und hier saß eine große Anzahl Genossen und Genossinnen, in der Mitte Hasenclever und Grillenberger, bei anscheinend recht harmloser Unterhaltung. Noch trafen Kräcker, der Reichstagsabgeordnete für den Breslauer Westkreis, und viele andere ein, und so waren denn bald die bekannten Breslauer Genossen ziemlich vollständig versammelt. Hasenclever gab das Zeichen zum Beginn und erklärte, jetzt sei es an der Zeit, Parteifragen zu diskutieren. Er und Grillenberger hielten nun eingehende Reden. Dabei mußten wir manches Unliebsame hinnehmen, so, daß die Breslauer Genossen zu wenig für die Verbreitung des „Sozialdemokrat“ und anderer verbotener Blätter taten, zu sporadisch Parteigeld sammelten und abliefern, daß bei ihnen zuviel persönliche Reibereien und Verdächtigungen herrschten und dergl. Hasenclever empfahl gegen solche Mißstände die Schaffung einer neuen Organisation und hierzu die Einsetzung eines geheimen Komitees von fünf Mann. Darüber gab es eine lebhaft Diskussion. Schließlich wurde Hasenclevers Antrag mit starker Majorität angenommen, ebenso Anträge auf Unterstützung von Verurteilten, Bildung von Zirkeln, Verbreitung von Druckschriften u. a. Im engeren Kreise schritt man zur Wahl des Komitees, dessen Mitglieder vorläufig den übrigen Genossen noch nicht namhaft gemacht werden sollten.

Gegen Abend brachen wir, um kein Aufsehen zu erregen, einzeln oder truppweise nach Breslau auf. Dabei sagte ich zu Schumacher, dieser Tag sei sicher bedeutungsvoll für die Breslauer Sozialdemokratie. Er aber äußerte Zweifel mit Hinweis auf die Spießbürgerlichkeit der dortigen Genossen. Und doch sollte ich Recht behalten, wenn auch in anderem Sinne, als ich meinte.

Mit Hasenclever und Grillenberger fanden wir uns im Stadthauskeller wieder zusammen, sahen hier aber at h den Kommissarius

Ross und einen Schuhmann aufsuchen und uns beobachten, ein Zeichen, daß die Polizei schon Witterung bekommen hatte, und begnügten uns mit gemüthlichen Biergesprächen.

In den folgenden Tagen war in den Parteikreisen viel von der Kurgarten-Versammlung die Rede. Das geheime Komitee trat in Tätigkeit, und fast schien es, als wolle das Breslauer Parteileben einen neuen großen Aufschwung nehmen. Da trat eine unerwartete Störung ein. Im Anfang August erhielten ich und viele andere Vorladungen, wonach wir als Zeugen in der „Strafsache gegen Signer und Genossen“ wegen Vergehens gegen das Sozialistengesetz auf dem Amtsgericht vernommen werden sollten. Wir alle kannten keinen Signer und wußten nicht, um was es sich handelte. Durch Zufall erfuhr ich, Signer heiße der Wirt im Kurgarten, begab mich daher schleunigst nach Kleinburg und befragte ihn über die Sache. Er sagte mir, er sei unlängst vernommen worden, weil er angeblich am Himmelfahrtstage im Kurgarten eine geheime sozialdemokratische Versammlung geduldet habe, fühle sich aber völlig unschuldig und vermute, irgendem Gastwirt der Nachbarschaft habe ihn aus Konkurrenzneid fälschlich denunziert. Ich kehrte nach Breslau zurück, betrat Kräckers Kurgarten und berichtete den hier zahlreich versammelten Genossen das Gehörte. Wir glaubten anfangs noch, die Sache sei mehr durch Rederei herausgekommen und so auch zu den Ohren der Polizei gelangt, wurden aber durch die gerichtliche Vernehmung eines anderen belehrt. Der Untersuchungsrichter stellte an uns Fragen über zahlreiche Einzelheiten vom Himmelfahrtstage und ließ uns erkennen, daß sie schon förmliche stenographische Berichte über die im Kurgarten gehaltenen Reden besaßen. Da wurde es klar, daß die niederträchtigste Spionage vorlag. Zweifellos war in unserer Mitte ein Mann gewesen, dem wir unser volles Vertrauen schenkten, der aber von vornherein verräterisch gehandelt hatte. Wir stellten natürlich die ganze Versammlung als eine recht harmlose und mehr zufällige Zusammenkunft hin, und eine Zeitlang schien es, als wolle die Staatsanwaltschaft von einem Sozialistenprozesse Abstand nehmen.

Jahr und Tag lang galt die Kurgarten-Affäre in unserem Kreise für abgetan. Da kam die Aera der großen Geheimbundprozesse, und auch Breslau wurde mit einem solchen gegen Kräcker und Genossen bedacht, der im November 1887 zur Verhandlung gelangte. Mich, der ich damals in meiner Heimat im Gymnasium tätig war, zitierte man als Zeuge nach Breslau, und ich mußte vor der Strafkammer Aussagen über die „berühmte“, schon fünf Jahre zurückliegende „Kurgarten-Versammlung“ machen. Diese Versammlung bildete dann eine der wichtigsten Grundlagen des umfangreichen Prozesses, der eine große Anzahl guter Genossen ins Gefängnis brachte.

Daß an jenem Himmelfahrtstage in unserer Mitte ein Spion tätig gewesen war, wurde im Laufe der Verhandlungen von behördlicher Seite offen zugegeben. Wer es aber gewesen ist, das haben wir bis heute nicht mit Sicherheit ermitteln können.

Fälscher und Fälscherstückchen.

Zu der Angelegenheit des „Doktors“ Erich Anspach.

Nach dem, was bisher darüber bekannt geworden ist, scheinen sich die Taten des Fälschers Erich Anspach würdig den Glanzstücken in der Geschichte der internationalen Fälschungen anzureihen. Die Franzosen, die mit den unter ihrer geistigen Vormundschaft stehenden Polen bei dieser Affäre die hauptsächlich Blamierten darstellen, spielen in der Geschichte der Fälschungen überhaupt eine große Rolle, als Urheber sowohl wie als Opfer. Aus der langen Reihe der politischen Fälscherstücke, die der Geschichte angehören, und von denen auch so manche noch Geheimnis der Archive sind, braucht nur an den berühmtesten „Dossier“ der Dreyfus-Affäre erinnert zu werden. Auch Clemenceau selbst, der Typus des heutigen nationalistischen Frankreich, wäre einmal nahezu einem solchen Fälscherstück zum Opfer gefallen. Es war in der Frühzeit der neuen französischen Republik, als sich gegen ihn, der den Reaktionen damals ein Dorn im Auge war, eine Kampagne richtete, die unter Führung der nationalistischen Deputierten Paul Déroulède und Lucien Millevoye mit einem angeblich authentischen Brief des englischen Geschäftsträgers arbeitete, der eine Liste der von England bestochenen Personen enthalten sollte, und aus dem hervorzugehen schien, daß Clemenceau mit einer Monatsubvention von 3000 Frank von England bestochen worden sei. Dem Angegriffenen wurde es allerdings nicht schwer, die Grundlosigkeit der Beschuldigung nachzuweisen, und es stellte sich heraus, daß die Fälschung von einem Neeger namens Norton herrührte, der als Schreiber bei der englischen Botschaft angestellt war.

In Frankreich spielte sich auch der haarsträubende Schwindel des „Fürsten der Fälscher“ Brain-Denis-Lucas ab, der, wie Anspach und Norton, mit nachgemachten Papieren arbeitete, nur daß es sich dabei nicht um Altstücke der hohen Post handelte, sondern um gefälschte Briefe aus allen Ländern und Zeiten. Von solchen verkaufte er dem berühmten Mathematiker Michel Chasles nach und nach während mehrerer Jahre 27 320 Stück und erhielt dafür die Summe von 140 000 Frank. Wie sich der Gelehrte die Handschriften Kleopatras, des Pompejus und des Cäsar, die amtlichen Berichte des Pilatus an den Kaiser Tiberius, die Bettelbriefe des armen Lazarus an den heiligen Petrus und, von Briefen des Plinius, des Plato, des Seneca und anderer Größen aus grauer Vorzeit ganz

zu Schweigen, sogar eine Korrespondenz der Maria Magdalena mit dem König der Burgunder als echt aufhängen lassen konnte, bleibt, wenn man auch nur in Betracht zieht, daß alles ohne Ausnahme in schlechtem Französisch abgefaßt war, ein psychologisches Rätsel. Ein ähnlicher Skandal von ungewöhnlichem Ausmaß war das Stücken von der Tiara des Saitaphernes, die der russische Goldschmied Rachumowski im Jahre 1896 fabrizierte, und die ihm der Pariser Louvre für 200 000 Frank abgekauft hat.

Neben der Fälschung historischer Dokumente nimmt die Fertigstellung von Papieren aller Art in der Geschichte der Fälschungen natürlich einen besonders großen Raum ein; die äußerst beliebte Herstellung unechter Ausweis-papiere bedient sich ja auch seit langer Zeit schon aller der Künste Anspachs. Sie arbeitet sowohl mit echten, durch Diebstahl erlangten Formularen und Briefbogen als auch mit solchen, die auf eigenen kleinen Handpressen hergestellt sind, und der Schein der Echtheit, den der unerlöbliche Stempel gibt, wird auf alle mögliche Weise erreicht, von der primitiven Uebertragung eines echten Stempeldrucks mit Hektographenmasse oder gar einer Kartoffelstärke oder mittels der Eingravierung des Stempels selbst in gewöhnlichen Schiefer bis zur Herstellung von Nachahmungen aller Sorten von Stempeln, wie sie sich in den Händen der solchen Zwecken dienenden „Spezialfabriken“ befinden. In großem Maßstab wird natürlich seit langer Zeit die Fälschung von Geld und Geldsurrograten betrieben; von Banknoten sind früher besonders die russischen, italienischen und französischen gern nachgeahmt worden, und zu den berühmtesten Aktienfälschungen gehört die der französischen Nordbahnaktien, von denen 1908 in Lausanne Stücke im Betrag von 1½ Millionen Frank hergestellt wurden, wovon bis zur Entdeckung für 140 000 Frank abgesetzt worden waren.

Es ist kein Wunder, daß mit dem Erwachen der Vorzeitforschung auch zahlreiche von mehr oder weniger kundiger Hand hergestellte Fossilien, Knochenreste von Urmenschen und Urtieren und Gebrauchsgegenstände aus jenen Zeiten aus der Erde auftauchten. Solche Kostbarkeiten hat schon am Ende des 18. Jahrhunderts der Würzburger Arzt Ludwig Huber haufenweise „ausgegraben“, und es existiert ein großes 100 Foliosseiten starkes und mit 24 Tafeln ausgestattetes Werk, das er über seine „Funde“, von zwei Spahdögeln aus Töpferton hergestellte, an der Sonne getrocknete und dann an verschiedenen Stellen in die Erde gelegte riesige Raupen, Krabben, Schmetterlinge u. dgl. verfaßt hat. Ähnlicher Methoden hat sich seit seinem Ursprung auch der Reliquienhandel bemächtigt.

Wie es überhaupt nichts gibt, was in unseren sammeltätigen Zeiten nicht gesammelt würde, so gibt es auch nichts, das findige Fälscher nicht zu ihren Zwecken nachgeahmt hätten. Nach dem Anschlag auf den König von Portugal hat sich ein Mann gefunden, der nach und nach 300 plattgeschlagene Kugeln verkaufte, von deren jeder er behauptete, es sei eine auf den König abgefeuerte und in eine Mauer eingeschlagene, und nach dem Untergang der „Titanic“ tat sich in Amerika ein betriebsamer Stellmacher auf, der viele Hunderte von Holzteilen als Bruchstücke von den Planken des untergegangenen Schiffes durch angeblich zur Belohnung gehörende Leute verkaufen ließ. Da Amerikaner und Engländer immer die besten Käufer solcher „Andanten“ gewesen sind, so dürfte auch auf diesem Gebiet die Zeit der Valuta manches Fälschergenies zu neuen Taten ermutigen.

Knospen.

Von Paul Wagner.

Das Grünen und Blühen hat voll eingeseht und wieder ist das jährliche Auferstehungswunder vor sich gegangen. Ja, ein Wunder ist es, wenn es auch uns so selbstverständlich erscheint.

Schon im letzten Sommer hat sich an Baum und Strauch in jedem Blattwinkel, dort wo der Stiel dem Zweig ansieht, die Knospe vorbereitet. Von innerer, vererbter Gesetzmäßigkeit getrieben, hat die Pflanze die Anlagen für die desjährigen Blätter und Blüten geschaffen und ausgebaut. Derbe Schuppen umgeben die zarten Keime, schützen sie vor dem rauhen Winterwetter, und als im Herbst die Blätter fielen, sah an Stelle des abgestorbenen Blattes eine Knospe. Bevor im Herbst die Blätter abgestoßen wurden, hat der Baum ihnen noch alle brauchbaren Stoffe entnommen und in Stamm und Wurzel aufgespeichert. Während der kalten Jahreszeit, wenn scheinbar der Baum leblos dasteht, gehen nun wichtige Umsetzungen im Innern vor. Nur strenger Frost unterbricht diese Arbeiten. Die vorhandene Reservenernährung wird umgelagert und umgewandelt. Wenn dann im Frühjahr der „Saft steigt“, ist der Aufmarsch beendet. Sobald es das Wetter ermöglicht, beginnt nun eine emsige Tätigkeit. In den Knospen sind ja erst Anlagen, Keime der neuen Blätter und Blüten vorhanden. Verhältnismäßig wenige Zellen sind es, die nun in ganz kurzer Zeit sich teilen und teilen müssen, bis der Baum im vollen Frühlingschmuck prangt. Ganz einfach erscheint der Vorgang; wie die Steine beim Hausbau fügt sich Zelle an Zelle, bis alles fertig ist und genau dem Bau und der Anordnung der betreffenden Art entspricht. Ganz einfach und doch so voller Wunder. Wir sehen wohl in jedem Jahre die gleichen Erscheinungen, aber die eigentlichen, inneren Ursachen werden uns wohl unbekannt bleiben.

Gleichzeitig entspringen nun der Knospe die Triebe, welche die Krone vergrößern. Ihr Wachstum dauert normalerweise länger an. Wenn die Blätter schon ausgewachsen sind und den Baum ernähren, die Blüten zu Früchten geworden sind, entwickeln sie sich weiter. Am unteren Teil beginnt der Trieb schon zu verholzen, in den Winkeln

der an ihm entstandenen Blätter bereiten sich schon neue Knospen vor, aber an der Spitze wächst er weiter, Stodwert wird auf Stodwert gesetzt. Gegen Ende des Sommers läßt das Wachstum nach, im Herbst ist der Trieb verholzt und trägt an der Spitze eine Endknospe. Der Kreislauf kann von neuem beginnen.

Aus der Form der Knospen kann man schon im zeitigen Frühjahr schließen, ob sie Blüten ergeben werden oder nur Blätter. Die Blütenknospen sind gewöhnlich runder und dicker, die Blattknospen mehr spitz und schlank. Aber manchmal gibt's arge Enttäuschungen. Der Obstzüchter freut sich über den reichen Befeh mit Obstknospen, und wenn dann die Zeit gekommen ist, entwickeln sich nur Blätter. Er meint dann, die Blüten hätten sich in der Knospe in Blätter umgewandelt. Diese Ansicht ist falsch. Eine Blütenanlage bringt nur Blüten hervor. Es kommt aber vor, daß der Baum mehr Blätter braucht als Blüten, dann werden die Blütenanlagen nicht entwickelt, sie verkümmern. Die Blätter sind die Werkstätten, in denen der aus dem Boden kommende Rohsaft verarbeitet wird; die aus den Blüten entstehenden Früchte brauchen aber nur den umgearbeiteten, fertigen Nährsaft. Wenn der Boden überdüngt ist, die Wurzeln also Nährstoffe in Uebermaß aufnehmen, dann verzichtet der Baum auf Blüten und Früchte und baut nur seine chemische Fabrik, die Blätter, aus. Oder aber, durch starkes Beschneiden verliert der Baum einen großen Teil seiner Blattknospen, dann besteht die Gefahr, daß nicht genügend Nährstoffe verarbeitet werden, und wieder heißt es, die Blätter müssen entwickelt werden, die Blüten verbrauchen ja nur, also lassen wir sie verkümmern. In wunderbarer Weise reagiert der Organismus auf die Einflüsse der Außenwelt, nicht rein mechanisch, sondern immer dem Lebensbedürfnis entsprechend geht die Entwicklung von Blatt und Blüte vor sich.

Arbeitsteilung.

Von Hans Klabauiermann.

Es wäre eine strafwürdige Vermessenheit, zu behaupten, daß alle Deutschen die heutige Regierungsform bereits begriffen haben. Die Begründer der deutschen Republik haben den vorhandenen Bestand an bürgerlichem Gips leider zu hoch eingeschätzt und daher leichtsinnigerweise unterlassen, eine Gebrauchsanweisung beizufügen. Da bekanntlich nichts so schnell einrostet wie das Gehirn, schwimmen denn viele liebe Zeitgenossen unentwegt und treu in den alten bewährten Anschauungen. Ach, was war es doch auch schön, sich so beiläufig alle halb Jahr bei der Kontrollversammlung echt militärisch anschauen zu lassen. Da lernte man wenigstens Menschenwürde kennen. Heil dir im Siegerkranz hurra! Und aus diesen allein-geliebten, eingesetzten Vorstellungen heraus ist die Heldentat zu verstehen, die am Montag vollbracht wurde und hoffentlich der bayerischen Regierung ein fettes Schmunzeln ins blaue Blut geimpft hat. Zur Einweihung der Gewerbeschau hatte irgendein harmloser Angestellter die schwarzrotgoldene Reichsfahne gehißt. Dieser Mann ist entweder kein Bayer, oder er war der unbegreiflichen Meinung, daß Bayern in einem näheren Verhältnis zum Deutschen Reich steht. Natürlich lassen sich echte Münchener sowas nicht bieten. Unter Anführung zweier Akademiker hollen sie die Fahne herunter, begossen sie mit Petroleum — Liter 14 Mark —, steckten sie an und sangen darauf ein patriotisches Lied, wobei ihnen allerdings ein Versehen unterließ. Da die Kette mal geschmiert war, quoll ein „Deutschland über alles“ gen Himmel. Die wackeren Petroffahnen meinten selbstverständlich: Bayern über alles.

Immerhin dringen ab und an sozialistische Brocken in die verquollenen Hirnschalen — durch die verklammten Bretter der Borurteile durch. Der frühere Kronprinz, der es nicht vermeiden kann, die Welt durch öffentliche Äußerungen nicht mehr erheitern zu dürfen, läßt bei Cotta ein Buch mit Erinnerungen erscheinen. Immer feste druff. Dabei ist es ihm nun gelungen, das Prinzip der Arbeitsteilung in genialer Weise anzuwenden. Der junge Mann hat die Erinnerungen (was wir ihm hochanrechnen wollen, da das ja Gehirnfunktionen voraussetzt), er hat also seinerseits die Erinnerungen, und der Schriftsteller Rosner bringt sie zu Papier. Das ist sehr menschenfreundlich von ihm, indem er mit seinem eigenen Stil den Lesern nicht zu nahe treten wollte. Jedenfalls kann er jetzt seinen Kindern stolz erzählen, er habe wieder ein Buch geschrieben. Historiker von Ruf werden ihre Anschauungen nach diesem Wert umstülpen, während Laien ihre geschichtliche Belehrung lieber aus den hochwertigen Kriegsromanen der Courtth-Mahler schöpfen.

Mit dem Prinzip der Arbeitsteilung arbeitet auch der siegreiche General Dr. med. Ludendorff. Im „Tag“ veröffentlicht der Oberleutnant Niemann Denkwürdigkeiten aus der Zeit vom 8. August bis 9. November 1918. Als nach der verlorenen Augustschlacht der Kaiser die Ansicht äußerte, den Truppen werde zuviel zugemutet, bestritt das Herr Dr. med. Ludendorff und meinte, das Verlangen der zweiten Armee könne nicht mit Uebermüdung der Truppen entschuldigt werden. „Entschuldigt werden“ war ein geschmackvoller Ausdruck. Der Feldherr hat die Aufgabe, die Kriegslage zu beurteilen und einen Operationsplan zu entwerfen. Das macht er falsch, die Soldaten verspritzen ihr Blut, und an der Niederlage haben dann die Soldaten schuld. Arbeitsteilung. Oder: die Republik zahlt ihm für seine ehemaligen zweifelhaften Leistungen eine schöne Pension, er steckt sie ein und schreibt für ein Londoner Sonntagsblatt der deutschbekerischen Northcliffe-Presse Artikel über die deutsche Republik. Kennzeichen der deutschen Demokratie, sagt er, ist Korruption und Bestechung.

Deutsche Universitäten auf den Plan, diesem Helden auch noch den Ehrendoktor der Nationalökonomie zu verteilen!

Aus dem Leben zweier Ueber-Bohemiens. In der Galerie der Charakterköpfe aus der Welt des französischen Kunstzeueneriums gilt der Dichter Paul Verlaine als der reinste Typus des unsteten, vom Vagabundentrieb beherrschten Bohemiens. Aber er wird doch von seinem Freunde und Bruder in Apoll Arthur Rimbaud in dieser Beziehung noch in den Schatten gestellt. Auf ihren Wanderfahrten waren beide auch nach England gekommen; sie lebten hier in Cambridges Hill bis zu dem Abend, da infolge Meinungsverschiedenheiten über die Besorgung des Abendbrotes der Bruch eintrat. Verlaine hatte einen Fisch nach Hause gebracht, der so wenig frisch war, daß die Jungen auf der Straße sich darüber lustig gemacht hatten. Rimbaud schrieb gerade eines seiner feinen kleinen Gedichte, als der Freund eintrat. Auch er nahm Anstoß an dem überduftenden Gerichte und machte seinem Freunde heftige Vorwürfe über seinen Einkauf. Statt aller Antwort schlug ihm Verlaine den beanspruchten Fisch um die Ohren, ging aus der Tür und reiste mit dem nächsten Schiff nach dem Kontinent ab. Aber kaum war er in Frankreich gelandet, als er, von Reue ergriffen, den Freund telegraphisch um Verzeihung bat und ihm gleichzeitig einen Geldbetrag mit der dringenden Bitte übersandte, das Geld dazu zu verwenden, um ihm nachzukommen und sich mit ihm auszuföhnen. Diese Versöhnung kam auch in Gegenwart von Verlaines Mutter in einem Hotel in Brüssel zustande. Es entwickelte sich eine rührende Szene, die aber einen unerwarteten dramatischen Ausgang nahm, als Verlaine plötzlich zum Revolver griff, Rimbaud eine Kugel ins Handgelenk jagte und eine zweite in die Mauer schoss. Die Folge dieser Schießerei war, daß Verlaine zwei Jahre im Gefängnis von Nons Quartier bezog, und daß Rimbaud sich auf eine Wanderfahrt begab, der erst sein zwanzig Jahre später erfolgter Tod ein Ziel setzte. In jener Zeit zählte Rimbaud erst 18 Jahre, aber er hatte bereits die meisten der Gedichte geschrieben, die bis zur Stunde noch ihren Einfluß auf die französische Dichtung ausüben. Nach seinem neunzehnten Jahre schrieb er nicht eine Zeile mehr. Wenn Rimbaud im Gegensatz zu Verlaine auch nicht ein Sklave des Alkohols war, so wurde er dafür um so mehr von einem unbezwinglichen Wandertrieb beherrscht, der ihn ruhelos in der Welt umherjagte. Er kam als Schulmeister nach Deutschland, verließ es aber bald wieder, um über den Sankt Gotthard nach Italien zu wandern. Dann trat er in holländische Militärdienste, ging als Kolonialsoldat nach Java, desertierte und kam, nachdem er sich wochenlang in den Dschungeln verborgen hatte, als Dolmetscher an Bord eines englischen Schiffes, mit dem er nach Europa zurückkehrte. Durch das Angebot, junge Leute zum Dienst in der Kolonialarmee, bei der er selbst desertiert war, zu werben, sicherte er sich bei der holländischen Regierung Straffreiheit. Sein Weg führte ihn später nach Wien. Hier wurde er von einem Flakertuscher ausgeplündert und wegen Bettelns auf dem Schub über die Grenze gebracht. Er wandte sich dann nach Skandinavien, wo er als Kassierer eines Wanderzirkus Anstellung fand, wurde aber vom Heimweh gepackt und erhielt auf seine Bitte vom französischen Konsul das Reisegeld, das ihm die Rückkehr ermöglichte. Nachdem er eine Zeitlang in den Docks von Marseille gearbeitet hatte, trat er in die kaiserliche Armee ein, um bald darauf wieder zu desertieren. Dann ging er als Vertreter einer Hamburger Firma nach Alexandrien, später arbeitete er in einem Steinbruch auf Cypern. In der Folge nahm er längeren Aufenthalt in Harrar, wo er in den verschiedensten Berufen sein Brot zu verdienen suchte. Eine schwere Krankheit, in deren Verlauf ihm ein Bein abgenommen werden mußte, zwang ihn zur Rückkehr nach Frankreich, aber schon in Marseille ereilte ihn der Tod. Kurz vor seinem Ende hatte er bei einer Schiffsgefellshaft noch ein Billet für die Fahrt nach Ägypten bestellt, da ihn schon bei der Landung in Frankreich die Sehnsucht nach dem Orient wieder ergriffen hatte.

Woher kommen die Turnersprüche? Der Turnergruß lautet bekanntlich „Gut Heill“! Vielfach ist die Meinung verbreitet, dieses Turnerspruch sei eine Erfindung des Turnvaters Jahn 1778 bis 1852). Das ist irrig. „Gut Heill“ kommt schon auf mittelalterlichen Münzen vor, so auf den Gold-Bratleaten (Hohlmünzen von Goldblech, die auf der einen Seite ein erhabenes Gepräge haben, das sich auf der anderen Seite verliert zeigt). Auch die bekannte Devise: „Frisch, Fromm, Froh, Frei“ wird ohne Grund dem Turnvater Jahn zugeschrieben. Der Spruch läßt sich mit den verschiedensten Zusätzen und Veränderungen bis ins 15. Jahrhundert zurückverfolgen. Die älteste bekannte Fassung ist: „Frisch, Fro, Frey!“, die sich in einem Liede Oswalds von Wolkenstein (1376—1445) findet. Die Abtürzung F. F. F. schlug der Darmstädter Turner Felsing auf dem Schwäbischen Turnfeste zu Heilbronn vor.

Wirtschaft

Im größten Kühlhause Europas. Die durch den Krieg und seine Folgen geschaffene bedrohliche Lage auf dem Lebensmittelmarkt ließ es geraten erscheinen, zweckentsprechendere Maßnahmen zu ergreifen und vor allem für einen größeren Schutz leichtverderblicher Nahrungsmittel zu sorgen. Es lag nahe, ein Kühlhaus mit riesigen Ausmessungen zu bauen und dies als Zentrale für größere Nahrungsmittelmengen zu benutzen. In Anbetracht der riesigen Kosten eines solchen Baues und der notwendigen maschinellen und sonstigen Einrichtung entschloß man sich zur Errichtung nur einer für das ganze Reichsgebiet ausreichenden und zu benutzenden An-

lage. Diese entstand dann auch während der Jahre 1917/18 in der am vorteilhaftesten gelegenen und vom deutschen Eisenbahnhof am besten bedienten Stadt Leipzig. Die im Jahre 1918 fertiggestellte Riesenanlage erhebt sich in unmittelbarer Nähe des östlichen Teiles der Ablagen des Hauptbahnhofes, also fast in der Mitte der Stadt in einer Höhe von sieben Stockwerken mit einer Gesamthöhe von annähernd 30 Metern. Es sind in ihr 24 Kühlhallen vorhanden, die insgesamt eine Fläche von 12 000 Quadratmeter einnehmen und gegen 4500 Raummeter fassen. Die notwendige Kälte erzeugen vier große, durch Elektromotore angetriebene Maschinen. Selbst bei der größten Außentemperatur im Sommer beträgt die Kälte in den Kühlhallen nicht über —18 Grad Celsius. Sämtliche Wände der Räume sind mit dicken Korkplatten bekleidet, um den Ausgleich zwischen Außenwärme und der erzeugten starken Kälte in den Hallen zu verhindern. — Die Kühlhallen besitzen zusammen ein Fassungsvermögen von rund 240 000 Zentnern. Das entspricht etwa der Ladefähigkeit von 1200 Eisenbahnwagen, und die Nahrungsmittelmengen würden mehrere Wochen ausreichen für die Bevölkerung von Mitteldeutschland. Der Wert der lagernden Waren beträgt meist einige Milliarden, richtet sich aber ganz nach der Jahreszeit und den jeweils aufgestapelten Arten von Nahrungsmitteln. Man findet in den Kühlhallen sowohl ganze Schweine, Küber, Hammel, Rinderviertel, Speckseiten, Würstwaren, Geflügel, Wild, als auch Eier, Butter, Konserven und vor allem in den letzten zwei Jahren amerikanisches Gefrierfleisch. Alle die aufgestapelten Nahrungsmittel halten sich in den Kühlhallen unbegrenzt lange. In den einzelnen Hallen selbst, wie auch in allen übrigen Räumen, herrscht selbstverständlich die peinlichste Sauberkeit, die dadurch besonders leicht ermöglicht wird, daß die Gesamtanlage mit allen Neuerungen versehen ist. Das Eis wird zudem durch mehrere Maschinen selbst hergestellt, so daß die Verbindung mit der Außenwelt nur eine ganz lose ist. Die Anlage ist die größte ihrer Art in ganz Europa. Sie wird nur noch von den großen amerikanischen Anlagen in Chicago und einigen anderen Städten Nordamerikas übertroffen. Zur Versorgung der verschiedenen Teile des Reiches von dem Leipziger Kühlhause aus dienen eine größere Anzahl besonders eingerichteter Eisenbahnwagen, die mit Kältemaschinen ausgestattet sind und so eine gute Anknüpfung der beförderten Nahrungsmittel an ihrem Bestimmungsorte gewährleisten. Die günstige Lage der Kühlhallen neben dem Güterbahnhofe Leipzig ermöglicht eine rasche Abwicklung des Transportes, der ja meist mit größter Beschleunigung erfolgen kann.

Naturwissenschaft

Drüse und Charakter. Der menschliche Körper besitzt zwei Arten von Drüsenorganen: die einen erzeugen Absonderungen, die dem Organismus durch einen besonderen Ausführungsgang übermittel werden, andere Drüsen wiederum erlangen eines solchen Ganges und geben ihre Absonderung direkt ans Blut ab. Aber auch die mit Ausführungsgängen versehenen Drüsen haben das, was die Physiologen „innere Sekretion“ nennen. Man weiß, daß diese Ausschreibungen nicht nur die größte Bedeutung für die Gesunderhaltung des Körpers und für sein Wachstum und die Ernährung haben, sondern daß sie auch auf die Entwicklung des Gemütslebens und des Temperaments des einzelnen Individuums von Einfluß sind. Wohl die bekannteste dieser Drüsen der „inneren Sekretion“ ist die vielbesprochene Schilddrüse, deren Vergrößerung zur Kropfbildung führt. Die gesteigerte Tätigkeit dieses Organs hat immer Beschleunigung des Pulses, Erregbarkeit, „Nervosität“ im Gefolge.

Aber es gibt noch viele Gebilde derselben Art, die Einfluß auf die verschiedenen Lebensprozesse ausüben, deren Namen aber nur dem Fachmann geläufig sind. Da ist beispielsweise eine kleine und scheinbar unbedeutende Drüse (der Hirnanhang), die eng mit dem Gehirn in Verbindung steht, die allem Anschein nach dazu dient, die geheimnisvollen Erscheinungen des Wachstums unter Kontrolle zu halten und deren Störungen zur Entwicklung von Riesen und Zwergen führen. Ein anderes kleines Organ bewirkt Verdichtung der Knochen im Gesicht und an den Gliedern. Am oberen Ende jeder Niere befindet sich die Nebenniere, auch eine solche Drüse, deren Ausschreibungen Steigerung oder Herabsetzung des Blutdrucks hervorrufen, also auf die Gefäße verengend oder erweiternd wirken und so den Blutkreislauf regulieren können.

Das interessanteste, freilich auch schlüpfrigste Gebiet, das hier in Frage kommt, die Wirkung der Drüsenausscheidungen oder Hormone auf das geistige Leben des Menschen, wird jetzt mit recht amerikanischem Wagemut in einer Veröffentlichung besprochen, die von Dr. Louis Berman, Assistent am Biologisch-chemischen Institut der amerikanischen Columbia-Universität, herrührt. Seine weitgehende These spricht sich dahin aus, eines Menschen Charakter und Temperament hänge in der Hauptsache von dem Gleichgewicht ab, das in der Tätigkeit seiner „Drüsen der inneren Sekretion“ bestehe.

Diese Doktrin eröffnet dem Biographen und dem Kritiker der Zukunft die verlockendsten Aussichten auf die Gelegenheit zu phantastischen Exkursen. Er wird imstande sein, die Helden und Heldinnen der Geschichte und der dichterischen Phantasie im wahren Sinn des Wortes auf Herz und Nieren zu prüfen und auf Grund des Bestandes ihrer „Sekretionen“ zu klassifizieren. Portia wird beispielsweise als Musterbeispiel des Ausgleichs zwischen Schilddrüse und Hirndrüsen gelten können, die Jungfrau von Orleans und Napoleon sind typische „Nebennierencharaktere“, und die meisten der Dickensschen Frauengestalten sind danach als Damen zu betrachten, die unter dem Einfluß ihrer Gehirndrüsen handeln.